Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 47 (1991)
Heft: 1

Artikel: Wer Ohren hat zu hören...
Autor: Bebermeyer, Renate
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421588

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wer Ohren hat zu hören...

Von Dr. Renate Bebermeyer

Wer Ohren hat zu hören, der hört und miß-hört. «Mißhör mich nicht, du holdes Angesicht», heißt es in Goethes Faust[1]. «Mißhören» bedeutete «falsch verstehen», bedeutete das, was wir heute «mißverstehen» nennen[2]. Der alte, der abgegangene Begriff – er war so schön, so beredt, spiegelte sich doch in ihm die «ganzheitliche», das Aufnehmen durch Auge und Ohr und das geistige Erfassen umgreifende Grundbedeutung von «hören» wider: *hören, sehen, (be-)merken.*

Wer mißhört, versteht also falsch, weil er falsch gehört, weil er falsch gesehen hat. Und der Mensch, das hörende Wesen, läßt sich so leicht durch Klänge leiten und «miß-leiten». Darauf kann man bauen, darauf kann man Wortspiele aufbauen: Klang- und Bedeutungsspiele zu pointierendem und zu rein spielerischem Zweck. Man konnte das schon immer – erst recht aber heute, wo Klangfaszinationen wieder eine große Rolle spielen und ein Buch wie «Nada Brahma. Die Welt ist Klang»[3] auf den Bestsellerlisten steht.

Will man einem Wort – auf Zeit – den höchst individuellen eigenen Stempel aufdrücken, will man seine Bedeutung zu eigenwilligem Augenblickszweck *umwidmen*, bieten sich zwei «klassische» Varianten an: Man läßt den Begriff *äußerlich unverändert* und überläßt es dem Kontext zu sagen, daß es hier vom Konventionspfad abgekommen ist: wenn etwa «Jugendstil» plötzlich und einmalig *der* Stil unserer Turnschuh-Jugend sein soll.

Oder man modelt das Wort lautlich um, *verändert* es auch *äußerlich* und läßt es damit für sich selbst sprechen, läßt es selbst sagen, daß es vorübergehend ein anderes geworden ist – ganz wie der Mensch, der zur Fas(e)nacht in eine andere, in seine Wunschrolle schlüpft, danach wieder der alte ist.

Dem sirenenhaften Gleichklang und der daraus folgenden (Wunsch)-Vorstellung, daß gleicher Klang und Anklang nahe Verwandtschaft bedeutet, folgt man listig und wider besseres Wissen in *beiden* Fällen. Im Abwandlungsfall aber spielt der Klang eine noch bedeutsamere Rolle, hier ist seine «Radarfunktion» noch ausgeprägter. Sind die verbalen Spielprodukte dadurch «durchsichtiger» – im Sinne eines «Adressat, du hast es leichter hier»? Wir werden sehen. Sehen wir uns zunächst die Ergebnisse des «fälschenden» Bemühens an:

Zwei große Gruppen zeichnen sich ab. Die eine spielt das *Hören* gegen das *Sehen* aus: Beim Hören klingt der Begriff ganz wie gewohnt, nichts Auffälliges ist an ihm; beim Sehen aber erkennt man, daß er umfunktioniert ist. Nun leistet man bei der Lektüre zwar in erster Linie Augenarbeit, doch «sammelt» man beim Lesen in aller Regel umfassender:

Man hört im stillen mit, das Klangbild fällt, in des Begriffes wortwörtlichem Sinn, «ins Auge». Und knisternde Spannung liegt im blitzartig ablaufenden Seh-Hör-Vergleich.
Auf der Suche nach dem «Beweis», daß es der Begriff *so* «dick in sich hat» wie die eigene Aussageabsicht es ja will, ist alles recht, was zur Verfremdung einlädt, zum Beispiel «*leib*haftig». Ein Bäcker, dessen besonderes Interesse im Erfinden und Formen immer neuer Gebildebrot-Variationen besteht, verfiel darauf, immer größere menschliche Figuren zu backen: laib-haftige Menschen! – «Sehleute»? Menschen, die im Hafen das Einlaufen eines berühmten Schiffes beobachten. – Wenn ein Kreistagsgremium diskutiert und diskutiert und nur das berühmte «Mäuschen» gebiert, ist es ein Kreißtag. – «Radschlag»? Tips und Ratschläge rund ums Fahrrad. – Wenn einem Musiker die Saite reißt, ist das ein «Saitensprung». – «Sie sollten sich jetzt etwas meer gönnen»! (Fisch essen!) – «Hoechstwert», «Raureif», «rau, aber herzlich». Hier werden die Begriffe aufs Eigennamenmaß gebracht.
Effektvoll ist's, mit dem Fremdwortrepertoire zu arbeiten, und es bringt Gewinn. Gezielt benutzt man dabei die Tatsache, daß ein Fremdsprachen-Unkundiger, wenn er Fremdes bewußt aufnehmen will, dazu neigt, Bekanntes, Vertrautes, Muttersprachliches herauszuhören. Und der Schritt vom Heraushören zum Heraus- und Hineindeuten ist klein, ganz gleich, ob man ihn in gutgläubigem Ernst oder souverän-spielerisch geht.
Eine Karriere bringt Ehre – wie plausibel ist doch die «Karriehre»! – «Skizophrenie» ist das, was sich bei manchen Abfahrtsrennen zeigt. – Wenn Amerika beim königlich-britischen Besuch Prinzessin Di(ana) zum Superstar erhebt, liegt es im «Di-lirium»! – Architekten auf Besichtigungsreise? «Architektour». – Hört sich nicht «Theologie» wie «Teeologie» an? Teekunde? – «Maximal», meint McDonald's, ist sein «Mahl», einfach «Maxi-Mahl»! – Ist Bissiges rund um falsch verstandene Tierliebe zu sagen, gerät man fast zwangsläufig an die «Satiere», denn das ist einfach nur «satierisch» zu verarbeiten. – «Sonne statt Reagan». – «Glywein», man *hört* nichts, doch das *Schriftbild* bringt es an den Tag. Wirklich? Könnte man nicht das Ganze für einen *Druckfehler*, für einen *Schreibfehler* des Autors halten, oder bemerkt man, wenn man etwas rechtschreibunsicher ist, einfach nichts?
Pointe oder Fehler, das ist hier die Frage, eine Frage, die eigener «Witz» und der Kontext klären – oder der Zufall. Die so beredte «intrigierte Kommunikationstechnik» zum Beispiel war ein Druckfehler – wie die Richtigstellung Tage später nachlieferte.
Die andere große Gruppe lebt vom Prinzip des «Doppeltgenähten»: Schon beim Hören merkt man etwas – oder doch nicht? Und darin liegt der besondere Effekt. Es könnte ja ein eigener Hörfehler vorliegen, es könnte sich um mundartlich bedingte Aussprachevarianten des andern

handeln, oder um sein allzu nachlässiges oder allzu prononciertes Sprechen. Sieht man dann, könnte es auf den ersten Blick auch ein Schreib- oder Flüchtigkeitsfehler sein. Täuschen sich aber zugleich Auge und Ohr?

«Eisgunstlauf», ist das «Eiskunstlauf» auf sächsisch? Der Kontext rund um schiedsrichterliche Gunst und Mißgunst macht alles klar. – «Fluchplatz»? So spricht ein Norddeutscher den «Flugplatz» tatsächlich aus. Hier aber ruhte Fluch auf einem Flugplatz, waren doch mehrere Maschinen unerklärlicherweise in Nöte geraten. – «Laßt die Wende wackeln.» Typisch norddeutsch! Jedes «ä» wie «e» auszusprechen!? *Die* «Wende» ist gemeint, die auch im Angloamerikanischen «the wende» heißt. – «Stadtverwaldung», «Leidwährung», das ist doch wohl «Originalton Süd»? Oder tieferer Sinn? (Herr Beuys kümmerte sich künstlerisch um mehr Wald in der Stadt; und der Dollar war zur leidbringend-leidigen Währung erklärt worden.) – «Eßkapade», «Neegation», «Narrziß», «Sahnierer», spricht hier jemand «überdeutlich»? Die Bevölkerung der Industriestaaten legt ein erstaunliches «Eßverhalten» an den Tag. – «Öldorado», «Müllionäre», aha! Hier versucht jemand, nach dem alten, schwanknotorischen Schema «vornehm» zu sprechen (aus «i» und «e» mach «ü» und «ö»!). – Um Industrielle ging's, die am Müll Millionen verdienten. «Es hören nicht alle, die Ohren haben»; «Was nützt das Hören, wenn man's nicht versteht?» sagt das Sprichwort. Versteht der «normale Wortverbraucher» das Spiel, wenn es in «ernster» Lektüre vorkommt, leichter, weil die Gebrauchsanweisung in den Lauten steckt, weil die Laute lautgeben, Signal geben?

Nicht zwangsläufig und naturgegeben-instinktiv. Denn das Zurechtmodeln der Laute, das ist der Stoff, aus dem man in etymologisch «unaufgeklärten» Zeiten – in gutem Glauben – die *Volksetymologien* machte, ist der Stoff, mit dem der sprachlich wenig Geschulte auch heute noch seine ganz privaten Fehlschlüsse «ausdrückt», ist der Stoff, aus dem der «unfreiwillige Humor» und die «Freudschen Versprecher» kommen. Wer bewußt, gezielt, freiwillig dieserart seine «Mini-Aphorismen» macht, tanzt gleichsam «nach Volkes Art» um das goldene Klangkalb. Doch auch die, die immer wieder Verständnisschwierigkeiten haben, geraten auf die souveräne Wissensbahn, wenn «Spiel» angesagt ist. Hören ist konventionsbedingt; wenn man sagt, wie zu hören ist, tut sich der Hörende leichter.

Im Unterhaltungsbereich, auf der «U-Schiene», spielt man besonders gern mit dem klassischen «Kannitverstan-Prinzip», dem man durch Zurechtlegen, Zurechtdeuteln, Zurechtmodeln zu begegnen sucht. Solcherart «vermuttersprachlicht» man Fremdes, auf diese Weise vermenschlicht man Tier-, insbesondere Vogellaute. Literarisch hat man dieses allzumenschliche Verhalten schon immer karikierend, pointierend, ironisierend genutzt. So manches Bonmot basiert auf dieser Hör-

weise. Etwa das Wortspiel des «ungekrönten Anekdotenkönigs» Joseph Hellmesberger (1828–1893) mit dem Namen des Opernkomponisten Massenet: «In der Oper Manon ist ne Masse net von Massenet.»
Den Großteil ihrer Unterhaltung beziehen viele heute aus dem Fernsehen. Die Moderatoren entsprechender Sendungen sind auf die Wortspiele gekommen, die über Klang und Anklang verfremden. Das «witzige» Fremdwort-«Erklär»-Spiel erfreut sich ihrer besonderen Zuwendung.
«Das wärmste Jäckchen ist noch immer das Kognäckchen» – eine alte «Weisheit», die, so scheint es, gar nicht oft genug aufgewärmt werden kann. – Erklär mir Politik: «Poli» heißt «viel» und «tick» ist, wenn man einen «Tick» hat. – «Der geheimnisvolle Theo in uns, wie er in so schönen Worten wie Theologe, Theodorant, Tee oder Kaffee vorkommt.» – «Die politische Anneliese», ja, so stellt man sich vor, daß das «einfache Volk» die «politische Analyse» hört und versteht. – «Baghwan»? «Gut, daß Sie mich erinnern, ich muß noch Brötchen kaufen.» Hier hat der «Autor» vergessen, daß ein Süddeutscher da seine Probleme hat: Zum einen benutzt er den Begriff «Backwaren» so gut wie nicht, zum andern ginge ihm *diese* «Aussprachemelodie» nur sehr schwer von den Lippen.
Doch auch Muttersprachliches (zum Beispiel Bereitwilligkeit, Grießbrei) läßt sich abwandeln. «R. Kollo singt mit größter Bayreuthwilligkeit.» – «Es ist hier schon so viel gegrüßt worden, daß es schon ein ganzer Grüßbrei ist.» – «Meine Damen und Bären»; «die Hundesregierung»; «der bunte Präsident» (Bundespräsident), auch derart Schlichtes, «Kindermundartiges» wird vom Publikum belacht, «Witzchen», die kaum ankämen, wenn man sie still für sich der Lektüre entnehmen müßte. Wird der Kalauer durchs Fernsehen besser? Im Medium *Fernsehen hört* man den Witzbegriff nur; was man aber sieht, ist die Gestik und Mimik des «Vortragenden». Ihre situationsbedingt faszinierende Wirkung läßt, so scheint es, den Mangel an Substanz vergessen.
Das beliebte Abwandlungsspiel, das bevorzugt Sprichwörter, Redensarten, Wendungen auf- und angreift, wird hier am Einzelwort durchgespielt. Dabei entsteht, strenggenommen, ein neues Wort; ein neues, ein flüchtiges Phantomwort, das im Grunde aber «nur» die Karikatur eines bleibenden ist, oder die interessante kleine Fälschung nach der Art der «Original- und Fälschungsbilder»: «10 Fehler stecken in unserer Fälschung. Sie finden sie, wenn Sie dieses Bild mit dem Original vergleichen.» Bei der «Wortfälschung» aber liegt die Würze in der Kürze. Oft wird nur mit *einem* Buchstaben jongliert. «Rosenkavalier», R gegen D ausgetauscht. Mit dem «Dosenkavalier» wirbt eine Nahrungsmittelfirma. – «Schäferstündchen», ein Buchstabe dazu: «Schläferstündchen» (ein Dieb war nach dem Einbruch in ein Gartenhäuschen eingeschlafen). – «Indiskretion», ein Buchstabe weg: «Indiskretin». – Macht man aus «Philharmonie» «Filzharmonie», hat man zwar politisches Gespür, doch

geht man vom Gehör aus, ist nur das «bißchen z» hinzugekommen. – Zusetzen und noch ein kleiner Klein-/Großbuchstaben-Austausch macht aus «Wahnsinn» «WAAhnsinn», und schon hat man die (atomare) Wiederaufbereitungsanlage (WAA) im kritischen Visier.
Ein anderer Geist fährt in ein Wort, macht sich laut(lich) bemerkbar – und fährt flugs wieder aus. Der Teufel? Der Wortteufel?
In diesen «Manipulationen» auf Zeit, in diesem Mißhören-Mißsehen-Mißverstehens-Spiel steckt «nur» ein bißchen Freud – und ein bißchen Orwell. Mit *diesem* Orwell aber läßt es sich leben, läßt es sich so gut leben wie mit Freud.

[1] 3431 = Urfaust 1123.
[2] «mißverstehen» kommt erst im 18. Jh. auf; «mißhören» ist seit dem 16. Jh. nachweisbar, könnte aber durchaus älter sein, paßt es doch ausgezeichnet in die mittelhochdeutsch breit ausgeformte «misse»-Familie, die – neben heute noch Gängigem – auch misse-denken, -geben, -geniezen, -glouben, -haben, -hoffen, -hüeten, -kennen u. a. m. kannte.
[3] von Joachim Ernst Berendt, Frankfurt a. M. 1984

Sprachpflege tut nach wie vor not

Von Prof. Dr. Georg Thürer

Vorbemerkung: Der vorliegende Aufsatz ist die stark gekürzte Wiedergabe eines Vortrags, den der Verfasser vor einiger Zeit vor der Gesellschaft für deutsche Sprache in Luzern hielt. *Schriftleitung*

Wesen und Würde der Sprache

Unter den Merkmalen, welche den Menschen vom Tier unterscheiden, ist die Sprache das wichtigste. Sie ist es, welche uns von Naturwesen zu Kulturträgern erhebt. Die Sprache ist ein geregeltes System von Laut- und Schriftzeichen, die innerhalb einer Gemeinschaft verstanden werden. Die Wörter erlauben dem Menschen, sein Innenleben (Wahrnehmungen, Gefühle, Wünsche und Gedanken) auszudrücken und mitzuteilen. Ohne Sprache ist eine Kultur kaum denkbar. Auch Wissenschaften wie Chemie und Mathematik, die ihre besonderen Abkürzungen und Zahlen haben, bedürfen der Sprache. Selbst Künste wie Musik, Malerei und Tanz kommen – man denke nur an Kunstunterricht und Kritik – ohne die guten Dienste der Sprache nicht aus.